



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 11.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1926.

Heidenacht.

Wenn trüb das verlöschende letzte Rot
Serschimmert über die Heide,
Wenn sie liegt so still, so schwarz und tot,
So weit du nur schauest, die Heide,

Wenn der Mond steigt auf und mit bleichem Schein
Erhell't den granithen Hünenstein,
Und der Nachtwind seufzt und flüstert herein
Auf der Heide, der stillen Heide —

Das ist die Zeit, dann mußt du gehn
Ganz einsam über die Heide,
Mußt achten still auf des Nachtwinds Wehn
Und des Mondes Licht auf der Heide:

Was du nie vernahmst durch Menschenmund,
Uralt'es Geheimnis, es wird dir kund,
Es durchschauert dich tief in der Seele Grund,
Auf der Heide, der stillen Heide.

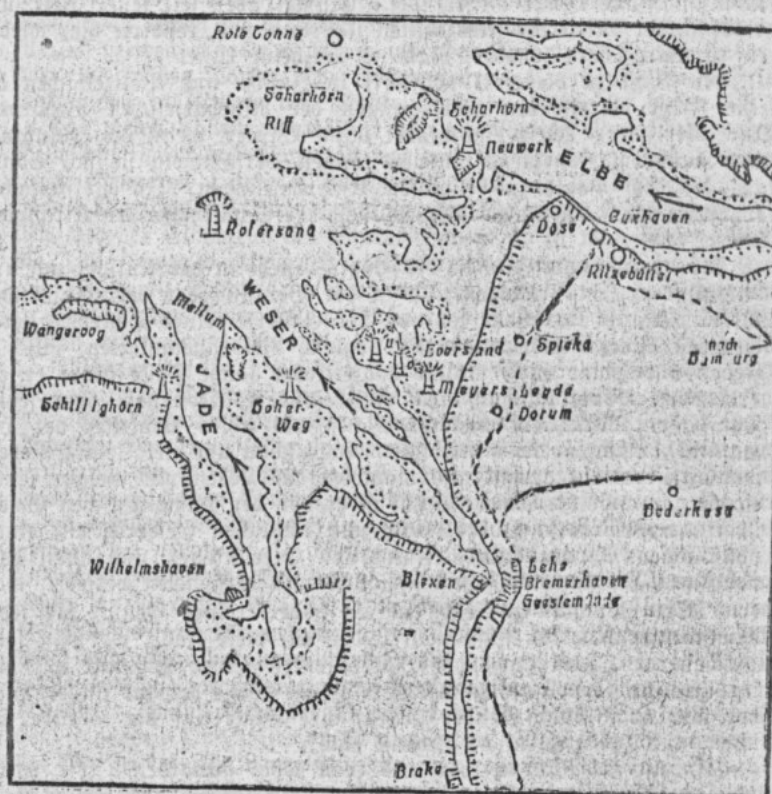
Germann Almers.

Eine Wattensfahrt zur Insel Neuwerk vor 130 Jahren.

(Ein Tagebuchblatt vom 8. August 1796.)

„Nautis signum sibi monumentum erexit Respublica hamburgensis A. M. D. CCC III.“ (Den Schiffen ein Zeichen, sich selbst ein Denkmal errichtete der Hamburger Freistaat diesen Turm im Jahre 1803.) Jene Worte, die am Cuxhavener Leuchtturm in der Nähe der „Alten Liebe“ eingemeißelt sind, kennzeichnen die Umficht des Hamburgischen Staates und seine Fürsorge für die Schifffahrt. Ueberhaupt erscheint die Ecke zwischen Elbe- und Wesermündung, besonders aber die äußerste Spitze am Cuxhaven herum, schon äußerst früh in der hamburgischen Geschichte. Die Hamburger wußten es, was es bedeutet: „Nur wer das grüne kristallene Feld pflügt mit des Schiffes eilendem Riele, der vernählt sich dem Glück!“ (Schillers Braut von Messina.) Und um ihren Schiffen eine glückliche Fahrt zu sichern, ließen sie es an nichts fehlen, Wahrzeichen zu errichten, den Schiffen als sichere Wegweiser zu dienen und ihre Macht zu festigen, wenn es galt, den oft auch adligen Seeräubern zu begegnen. Beides war der Grund, weshalb die Hamburger darnach strebten, die Nordspitze zwischen Elbe und Weser zu besitzen als Stützpunkt für die Hamburger Schifffahrt. Früh auch schon erkannte man in Hamburger Schifffahrtskreisen die Bedeutung der zwischen der Rinde- und Hundsballe gelegenen Insel Neuwerk, die der Strom selbst aufbaute auf dem Fundament der Marschen, dem weiten Watt, das der westlichen Küste des Landes Wusten und der Duhner Geest vorgelagert ist, und als dessen äußerster Punkt man das nordwestlich von der Insel gelegene Scharhorn-Riff ansehen muß. Schon ins 13. Jahrhundert weisen uns die Spuren der Geschichte, die erkennen lassen, daß die Insel Neuwerk schon weit früher zum Hamburger Staate gehört hat, als das damals von den adligen Seeräubern aus dem Geschlechte der „von Lappen“ bewohnte Schloß Niekühn, das 1399 mit stürmender Hand von den Hamburgern erobert wurde. Damals hieß die Insel „Nyge Dge“ oder auch „novo Dcht“, eine Benennung, die den jenseits der Wesermündung gelegenen Namen der friesischen Inseln „Wanger-Dge“ und „Spiker-Dge“ parallel läuft. Als die Hamburger sich der Insel bemächtigten, war sie wüst und gar oft

fluteten des Meeres Wogen bei Sturmfluten darüber hin. Schutzlos lag das „neue Auge“ im brandenden Meere als der erste Vogt von Neuwerk auf die Insel kam, als man begann, einen Leuchtturm aus Holz zu erbauen, den man zur Wartung einem von der Admiralität angestellten Blüsenmeister übergab.



Später, wohl schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts, wurde mit großer Mühe der hohe steinerne Turm errichtet, teils ein Wahrzeichen für ein- und auslaufende Schiffe, teils damit sich Schiffbrüchige daselbst bergen könnten. Nachweislich aber wandten sich 1296 Bürgermeister, Ratsmänner und die Gemeinde von Hamburg unmittelbar an den Papst Bonifatius I. mit dem Gesuche, daß denen auf der Insel Neuwerk in Betracht ihrer entfernten Lage und der abwechselnden Ebbe und Flut gestattet sein möge, einen besonderen Altar (altare portales) zu errichten und sich einen besonderen Priester kommen zu lassen, der an Sonn- und Festtagen ihnen Messe lese. Diesem Gesuche wurde denn auch unter wortreichen Lobspriichen stattgegeben. Auch schloß Hamburg 1299 mit den Herzögen Johann und Albrecht von Sachsen einen Vergleich, der dem Schutze der Insel galt. In diesem wurde den Hamburgern das Recht eingeräumt, die in den Wäldungen des Landes Hadeln und Wursten zahlreich vorkommenden Steine zu Bauzwecken auf Neuwerk verwenden zu dürfen, und 1316 sagten die Wurstenen ihren Beistand zu, den Neuwerker Turm zu schützen, den die Kaufleute zu ihrem und aller Kaufleute Bothen erbauten und mit vielen Kosten unterhielten. Noch heute ragt der feste Turm als sicheres Wahrzeichen für die Schifffahrt, gleich dem Roten Sandleuchtturm für die Weser, allen Elbschiffen ein letzter Seimarkstein.

Ein Tagebuchblatt vom 8. August 1796 erzählt von einer Wattensfahrt nach der Insel Neuwerk.

„... Wir fuhren durch das angenehme, schattige Dorf Docht“

an die Seefläste. Es war Ebbezeit. Die See hatte ihre Sandbänke (Watten) verlassen, und wir rollten schnell über den ebenen, glatten und harten Boden hinweg. Schiffe von ansehnlicher Größe segeln zur Fluthzeit über diese Strecke hin, welche jetzt der schönsten Chaussee ähnlich zu bejahen war. Auch muß man bezweigen die Zeit der Ebbe genau beobachten, um nicht unterwegs von der Fluth ereilt und ersäuft zu werden; wovon die Tradition in dieser Gegend traurige Vorfälle erzählt. So weit das Auge reicht, war alles eben; hier und da Rillen (niedrige Striche im Sande, worin das Seewasser zurückbleibt), und Böden, in der Ferne die Meeresfläche, und etwas darüber erhoben, unsere Insel, mit ihren Thürmen. Kreischend schwebten um uns her weiße Seevögel von verschiedener Gattung. Muscheln, kriechende Taschkrebse (Krabben) und Krabben (Granat) bedeckten in zahlloser Menge den Boden. Es sah dröblich aus, wie eifertig die Taschkrebse semper retrorsum (immer rückwärts), oder vielmehr in schiefer Richtung seitwärts unfrem Wagen aus dem Weg wichen. Den größten Teil des Bodens aber bedeckte der Auswurf gewisser Seewürmer, welchen man auf jedem wellengeformten Sandhücheln wahrnimmt. Er gleicht unsern Regenwürmern, wenn man sie in Bündel zusammenwirft. Wir fuhrten, ungeachtet unserer Schnelligkeit, eine volle Stunde auf diesen Watten. Nicht weit von der Insel kamen uns Insulaner zu Pferde entgegen, welche mit lautem Ausdruck des Willkommens um unsere Wagen herum gallopierten und dann vor uns trabten. Es war gerade 10 Uhr, als wir auf der Insel ankamen. Rationenschiffe salutirten uns. Alle diese Feierlichkeiten geschahen jedesmal, wenn der Amtmann die Insel besucht. Wir traten bei dem hiesigen Vogte ab, wo unser heutiger gültiger Bewirther das Mittagessen einrichten ließ. Der Vogt wohnt in dem hiesigen 100 Fuß hohen und an jeder der vier Seiten 45 Fuß breiten, ganz massigen Thurm. Seiner Bauart nach, ist er dem Schloßthurm zu Ribbüttel sehr ähnlich. Er steht auf der höchsten Stelle der Insel, hat aber keine Nebengebäude. Die Wohnung des Vogts datirt ist 40 Fuß hoch von der Erde. Vormalig ward diese Stelle unter dem Titel eines Capitaneus turris noui (Beherrscher des neuen Thurmes) von hamburgischen Senatoren besetzt. Nach der Erwerbung Ribbütels aber, da Neuwerk nun minder wichtig geworden war, setzte man untergeordnete Beamte unter dem Titel Vogt dahin und fuhr damit bisher fort. Einmal aber seit jener Zeit, ungefähr in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, residirte hier wieder ein hamburgischer Senator, Namens Wilhelm Wisse.

Der Vogt zu Neuwerk vollführt in Justiz- und Polizeisachen die seine Insel betreffenden Verfügungen der Ribbüttelischen Behörden. Die Insel ist zu Doce eingefahrt. Im Winter, wenn die Insulaner nicht nach dem Kontinent kommen können, versammeln sie sich Sonntags bei dem Vogte zu religiösen Unterhaltungen. In Polizeisachen konkurriert hier auch in gewisser Hinsicht der Schultheiße des Kirchspiels Doce.

Das vorzüglichste Geschäft des Vogts besteht in der Aufbahrung und Rettung der Schiffbrüchigen und in der Vergütung der verunglückenden Güter. Täglich überhäutet er von der Gallerie seines Thurmes herab die weite Meeresfläche und trifft sogleich Rettungsanstalten, falls er Gegenstände seiner Hilfe erblickt hat. Ueber solche Fälle führt er ein ordentliches Protokoll, auch noch ein besonderes Journal. Der jetzige Vogt, Herr Wittke, ein maderer Mann, ein echter Praktiker der Humanität, hat sich in diesem wichtigen Amte schon um viele seiner Nebenmenschen verdient gemacht und manchem das Leben mit Gefahr seines eigenen gerettet. Zu diesem Behuf ist er von der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe mit einem vollständigen Apparat zur Rettung von Ertrunkenen und allen dazu gehörigen Medicamenten, Instruktionen und dergleichen versehen worden. Sein Protokoll zu lesen, ist ein hoher, reiner Genuß für jeden Menschenfreund. Nur stößt man leider auf viele Fälle, wo man seine unschätzbaren Dienste von den Interessenten seiner Wohltat auf eine lässliche, nur dem Kaufmannsgeiste mögliche Weise belohnt findet. Hierher sollte man solche Sünder stellen, ihre Blicke auf die tobende See richten und ihnen zurufen: Schämt euch!

In unserem Thurm war uns recht wohl geworden. Wir hatten von dem Innern der alten Steinmaße wenig gehofft, aber artige, reinliche, obwohl antike Zimmer gefunden, in denen wir wie zu Hause waren. Nach dem Frühstück stiegen wir hinauf auf die Gallerie des Thurmes. Welch ein überraschender Anblick! In dem Lichte eines reinen, wolkenlosen Sommertages das endlose Meer. Im Osten die blaue Küste Deutschlands. Im Süden die Wefermündung und die Baake der Bremer. Im Westen und Nordwesten den meerrumflossenen Thurm von Schaarhörn, ein kaum sichtbarer Punkt der Insel Helgoland und die offene See. Hernach umfuhren wir die ganze Insel. Von der niedrigen Fläche des Strandes wird das Schauspiel des Meeres noch erhabener. Keine Welle auf dem Meere, kein Wölkchen am Himmel. Die See war zu einem bloßen Spiegel des Himmels geworden. Beide gleichfarbige Flächen schienen, wie ihre Tinten, ineinander zu laufen. Nirgend eine Linie, welche sie trennte. Ueberall die blaue Farbe der Unendlichkeit.

Die wellenlose See und der wolkenlose Himmel stellen das Bild der reinen Unendlichkeit dar, und des Menschen Geist faßt sie nicht; der Strahl seines Auges findet keinen Ruhepunkt, an sein schwebendes Ende knüpft sich die Phantasie, und auf ihren Flügeln verliert sich der Geist in fernen Höhen, als die sichtbaren sind. O wie klein und eng ist dann die Erde, wenn der ermüdete Seher wieder zu ihr zurückkehrt.

Niemals habe ich das Menschengeschlecht so innig geliebt als damals; das heißt, niemals sah ich den Gegenstand dieser natürlichen Neigung so konzentriert, so auffordernd zur Theilnahme, so einladend zur Geselligkeit, als von diesen Höhen einer endlosen, bangenden und majestätischen Einsamkeit. An die Ufer der See oder auf eine wüste Insel

im Meere sollte man den daran nicht gewöhnten Menschenfeld stellen, damit er, zurückgestoßen von der unerreichbaren Größe dieses Anblicks, sich umwende und mit den wiederbelebten Gefühlen seiner Menschlichkeit zurückkehre zu den endlichen und gedrückten Wesen, die seines Gleichen sind."

Schöne Worte, zeugend von seiner Beobachtung und tiefem Empfinden künden uns diese Zeiten längst verklungener Zeiten. Noch heute gehört eine Wattenwanderung oder Fahrt durch das breite Meereswatt zu dem besonderen Vergnügen der Lughavener Badegäste. Man muß nur sehenden Auges wandern, um alle die Schönheiten zu empfinden, jene unergründliche Farbensymphonie, die sich mischt aus den Farben von Wasser und Himmel, von Sanden und Muschelbänken, übergossen von des Frührots Schein oder den Strahlen der sinkenden Sonne, oder gar dann, wenn helles, gleichendes Sonnenlicht durch dunkle Wolkenwand leuchtet oder funkelnder Schimmer auf plätschernder Flut schaukelt und jede rollende Woge funkelt.

Erich Rindervater, Bremerhaven.

Das Heidehaus und seine Bewohner*)

Von
Rektor W. Wagner.

(Nachdruck verboten.)

Die Eigenart des Sachsenstammes in bezug auf Siedlung und Sitte hat sich in den entlegeneren Theilen der Lüneburger Heide in einer Weise bis auf unsere Tage erhalten, wie wohl bei wenigen germanischen Volksstämmen. Das mag vor allem an der Abgelegenheit dieser Gebiete liegen; denn die großen Verkehrswege führen seitab von der Heide entlang. Es lag ferner an der Armuth dieser Fluren, die den Eroberer wenig lockte, an dem Mangel an Bodenschätzen, der keine Industrie hochkommen ließ. Freilich geht das altfriesische Volksthum jetzt infolge der allmählichen Aufschlingung und Kultivierung der Heide schnell seinem Ende entgegen. Willst du dir von der Heide wieder erzählen lassen vom alten Volksthum dieser „Heidjer“, so folge mir auf die weiten Flächen der Binnenheide, wo man noch stundenlang wandern kann, ohne eine menschliche Ansiedlung zu treffen. Da siehst du felsame Gebände, die vielleicht das Urbild des niederfriesischen Hauses darstellen. Es sind die Schaffställe. Einfach genug sieht so ein Ding aus, und man kann sich denken, wie Bauart und Baustoff ganz natürlich sich aus den Verhältnissen der Heide ergaben. Der magere Heideboden wird den Ackerbau, vor allem mit den einfachen Hilfsmitteln der Vorzeit, recht wenig lohnend gemacht haben. Daher konnte die Heide nur einigermaßen bewohnbar bleiben, wenn man ein Haustier hatte, dem das magerhafte wachsende Heidekraut genügend Nahrung bot. Ein solches Tier fand sich in dem Heideschaf, der „Schuude“, die darum für den Heidjer ein unentbehrliches Tier wurde. Das sonst so genügsame Tier hat aber die Eigentümlichkeit, empfindlich zu sein gegen die feuchte Nachtlust. Es mußte daher nachts unter Dach gebracht werden und zwang so den Besitzer, überall auf der Heide, wohin er mit seiner Herde kam, Schaffställe anzulegen. Ihre Bauart schrieb ihm der Zweck und das zur Verfügung stehende Material vor. Findlingsblöcke als Grundlage lieferte die Heide meistens in genügender Menge. Zur breiten, niedrigen Bauart zwangen ihn die über die Heide frei dahingraufenden Winde, die ihn auch oft veranlaßten, den Schaffstall, wenn möglich, in einem geschützten Grunde oder zwischen Kiefern, Wacholdern und dergleichen aufzustellen. Darum lag das Dach auch direkt dem Boden auf, getragen von Balken, zu denen die Eichen in den Niederungen des Holz lieferten. Die Heide selbst bot dann das Material zum Dach, indem der Heidjer den Heideboden mit dem darauf wachsenden Heidekraut löst, „Blaggen hiebt“, von denen er gewöhnlich noch einen Vorrat für den Notfall beim Schaffstall aufstapelte. In diesem Raum mag der Schäfer der ältesten Zeit oft mit seiner Herde zusammen geschlafen haben, bis ihn die dabei erwachsenden Unbequemlichkeiten veranlaßten, im Innern einen Raum durch ein Gatter vom Viehraum abzutrennen. In diesem abgetrennten Raum, den er nun mit seiner Familie bewohnte, im „Fleet“ (oder Fleet), errichtete er, der Feuersgefahr wegen in der Mitte, den Herd aus Feldsteinen. Der Rauch zog unter dem Dachstuhl entlang und am Giebel, den die gekreuzten Giebelhölzer mit dem sächsischen Stammeszeichen, den Pferdeshöpfen, schmückten, durch das „Mhlenloch“ ins Freie; später, als der Bauer den oberen Dachraum durch eine Balken- und Bretterlage zum Aufbewahrungsraum für Wintervorräte herriichte, strich der Rauch unter dieser Decke hin und fand einen Ausweg durch die „Missendör“, die Tür, die dem Fleet gegenüberlag und durch die der Mist hinausgebracht wurde.

Später führte dann wahrscheinlich das Viehtreiben, das Fleet für den Menschen wohllicher zu machen, dazu, das Dach nicht mehr auf den Boden zu setzen, sondern auf senkrechte Seitenwände. Damit war das niederfriesische Bauernhaus in seinen Grundzügen fertig. Ursprünglich bestand es wohl nur aus zwei Theilen, dem großen Stallraum und dem Fleet dahinter; erst später kam ein dritter Raum hinter dem Fleet dazu, an vielen Orten die „Dönn“ genannt. Unverkennbar aber bleibt immer die Aehnlichkeit zwischen dem Schaffstall und dem Bauernhaus in der Heide. Zuerst wird das Haus ein Holzhaus gewesen sein, zu dem die Eichenwälder das Material lieferten, da ein anderer Baustoff von gleicher

*) Wir entnehmen diese fesselnde Schilderung dem reich illustrierten, soeben in zweiter Auflage erschienenen Werke „Die Heide“. Innige Liebe zur Natur, zu Land und Leuten hat hier ein Mähdlein geschaffen, das durch seine ungemein ansprechende, lebendige Form den Leser in hohem Grade anregt. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Stärke und Dauerhaftigkeit nicht zu beschaffen war. Später wurde dann zunächst der für den Menschen bestimmte hintere Teil aus Steinen aufgeführt, wie sie die Heide bot. Entweder führte man die Wand ganz aus Findlingen auf, oder man benutzte Kieseisenstein, der sich stellenweise, z. B. in der südlichen Lüneburger Heide, findet. Die Kenntnis des Ziegelbrennens endlich führte zur Verwendung des Lehms der Niederungen; die Balken des Fachwerks aber lieferten immer noch die Eichen. Der vordere, für das Vieh bestimmte Teil des Hauses blieb noch lange Zeit ein Holzbau; solche halb aus Fachwerk, halb aus Holz gebauten Häuser gibt es noch in der Heide. Endlich wurde auch der Stallteil ebenso aus Fachwerk aufgeführt. Daneben verlangte der Schönheitssinn sein Recht. Man ordnete die Ziegel in den einzelnen Feldern des Fachwerkes zu verschiedenen Mustern, die noch oft Anklänge ans Heidentum zeigen, vor allem den Blizabwehrenden Donarsbesen und die Sonne Obins. Hand in Hand damit ging eine Veränderung im Innern. Der Herd, der in den Holzhäusern der Feuergefahr wegen frei in der Mitte stand, wanderte nun an die Wand. Nur ganz selten findet man den freistehenden Herd noch in alten Bauernhäusern, oder wenigstens vorrätig ein in der Mitte des Fleets in den Boden eingelassener großer Stein oder eine besondere Pfostenmusterung die Stelle, wo der bedeutsame Mittelpunkt des häuslichen Lebens, der Herd, sich früher befand. — Das feste Wohnhaus rief dann wieder das Bedürfnis nach, den Hof, um dasselbe abzugrenzen. Wieder gab die Heide das Material her; entweder wurde es ein Wall aus Findlingen oder ein Zaun aus roh behauenen Eichenhälgern, ein sogenannter „Elenbolkentun“. Der große Bedarf an Eichenholz läßt es erklärlich erscheinen, daß die Siedlungen der Heide in einem Eichenhain liegen, und stets sorgte der Heidsjer für Nachwuchs, einmal des Holzes wegen, ferner, um reichliche Eichelmast für die Schweine zu haben, und endlich auch, weil nach seiner Meinung die Eiche den Blitz anzog, die Gefahr also von seinem Hause ablenkte.

Merkwürdig ist, besonders in der Binnenheide, die Art und Weise, wie sich die Höfe gruppieren. Da liegt oft um eine Hauptsiedlung, meistens das Kirchdorf, ein Kranz von einzelnen Höfen in der Heide zerstreut. Es macht den Eindruck, als wären von der ursprünglichen Hauptsiedlung aus einzelne, vielleicht die besonders unabhängigen Charaktere, in die weite, damals noch herrenlose Heide gezogen, um dort ein freies Leben führen zu können. Ein Blick auf die Karte zeigt deutlich diese Art der Siedlung, z. B. in der Umgegend von Hermannsburg, Fallingb. u. a. Auf diesen abgelegenen Heidehöfen wohnt noch ein Geschlecht, das die Eigenart des niederfriesischen Stammes treu bewahrt hat. Die harte Arbeit hat die Menschen zu ersten, ruhigen Bauern gemacht, deren Sinn, durch die Verhältnisse gezwungen, vor allem auf Besitz und Erwerb gerichtet ist, die, fleißig und genügsam, zäh und ausdauernd ihre Pflicht erfüllen, die aber auch in schlichter, treuherziger Ehrlichkeit dem Nachbarn und dem Fremden begegnen. Niedriger Knechtsinn ist dem Heidebauern fremd; ein brutales Herrenwort ruft daher leicht den alten Sachientrog, eine unbeugsame Halsstarrigkeit in ihm wach. In entlegenen Gebieten herrscht hier noch altgermanische Gastfreundschaft, und jeder Freund alten Volkstums wird wünschen, daß es noch recht lange dauern möge, bis die alles gleichmachende Kultur der Neuzeit die uralten Sitten dieser Heidsjer dem Untergange weicht.

Aus unserer heimischen Vogelwelt.

Je mehr die Kultivierungsarbeiten in unseren Heide- und Moorländereien fortschreiten, desto geringer werden die Lebensbedingungen mancher unserer einheimischen Vögel, ja manche hier früher vorkommenden Vögel sind seit langer Zeit völlig verschwunden. Erinnert sei nur an den Falken, der in alter Zeit zur Jagd abgerichtet wurde. Ältere Heimatdichter erzählen uns, daß in jedem Jahre ein Jäger in der Nähe des ehemaligen Hymensees seine Hütte aufschlug, um dem Falkenfang obzuliegen. Vor nicht sehr langer Zeit war auch der Kranich bei uns heimisch; auch der ist jetzt völlig verschwunden. Daß dieser Vogel hier früher öfter vorkam, darf man daraus schließen, daß manche adeligen Familien, wie z. B. die Herren von der Voeth, ihn in ihrem Wappen führten. Ebenso wie der Kranich dürfte auch bald der ihm verwandte Reiher aus unserer Heimat verdrängt werden. Erfreulicherweise haben wir jetzt noch im Ahlener Forst einen Reiherhorst, der auch unter staatlichem Schutz steht, aber es ist kein Zweifel, daß die im Ahlen-Falkenberg Moor in Angriff genommenen Moorlandkultivierungen, die bis dicht an den Forst grenzen, die Reiherkolonie verschwinden werden. In unseren Dörfern kann man die Beobachtung machen, daß Störche und Mauersegler von Jahr zu Jahr an Zahl abnehmen, was seinen Grund wohl in der modernen Bauweise der Wohnhäuser hat, die beiden Vögeln keinen passenden Brutplatz mehr bieten. Auf unseren Wiesen und Weiden freute man sich sonst über das possierliche Leben und Treiben des Rebhirsches, aber auch seine Zahl scheint im Abnehmen zu sein. Die fast restlose Ausrottung der Haine und Hecken an Acker- und Wegerändern nimmt vielen Keinen gesiedelten Sängern die besten Brut- und Schutzplätze. Es ist überall dasselbe Bild: Je mehr die Kultivierung fortschreitet, um so mehr wird unsere heimische Vogelwelt zurückgedrängt, wenn nicht gar völlig ausgerottet.

Da ist es für jeden Vogelfreund um so erfreulicher, wenn er andererseits die Beobachtung machen kann, daß auch mancher hier nicht heimatische Vogel bei uns sich neu ansiedelt. Zu erwähnen wäre hier die Trauerseeswalbe, die seit mehreren Jahren auf dem Flögelner See brütet. Die Nestbereitung erparnt sie sich, ihr Gelege, das meist aus drei Eiern besteht, findet man oft auf abgeschnittenem Schilf oder

Binsen, die sich auf einer Sand- oder Torfbank festgesetzt haben. Das Ausbrüten der Eier geschieht in der Hauptsache durch die Sonne. An und auf unseren drei Seen (Flögelner, Sahlemer und Dablemer See), die etwas abseits der großen Heerstraßen liegen, finden wir zurzeit noch ein reiches Vogelleben. Außer Reiher, Störchen, Seeschwaben, wilden Gänsen und Enten treffen wir noch als Brutvögel: den Haubentaucher, den Eisvogel, das Bläuhuhn, das Sumpf- oder Tüpfelhuhn. Letzteres erkennt man am besten an seinem eigentümlichen Ruf, den man an milden Sommerabenden die ganze Nacht hindurch hören kann und der sich wie „Wattsch! Wattsch!“ anhört. Auch die Rohrdommel kommt, wenn auch selten, hier als Brutvogel vor. Korn-, Wiesen- und Steppenweibe beleben die Seen nebst Umgebung und brüten auch hier. Die Drossel ist richtiger Standvogel bei uns geworden. Schon am frühen Morgen, wenn kaum der Tag graut, flötet sie mit Macht ihre Weisen bald lustig, bald klagend. Auch am Spätabend verstimmt sie nicht.

Ergötzlich ist es oft zu sehen, welche Brutplätze sich die Vögel manchmal auswählen. Hatte da vor Jahren ein Landwirt seine Holschneise an der Seitenwand des Hauses zum Trocknen ausgehängt, als er sie wieder in Gebrauch nehmen will, hat sich ein Rotschwanzpaar dort häuslich niedergelassen. Der vogelfreundliche Bauer bringt es nicht über sich, das Brutgeschäft zu stören. Vor dem Reichen Hause hat ein Fliegenschwärmelpaar in einem Schwalbennest sich eine Brutstätte errichtet, am Christoph Mangelschen Hause sitzt neben zwei Nestern der Mauersegler eben das Nest eines Fliegenschwärmers. Rechts und links von der Seitentür im Strohdache hat der König der Vögel seinen Thron errichtet. Man muß sich zu helfen wissen.

R. Röger, Sievern.

Wüstungen im Kreise Lehe.

Die Geschichte weiß von vielen Orten zu berichten, die einst blühende Gemeinden waren, von denen aber jetzt nur noch der Name fortlebt. Die meisten von ihnen sind durch kriegerische Ereignisse oder Sturmfluten zerstört; nicht selten haben ansteckende Krankheiten die Bewohner hinweggerafft oder sie zum Verlassen ihrer Wohnsitze genötigt. Benachbarte Gemeinden haben die Ueberreste dieser Siedlungen als Baumaterialien für sich verwendet. Debes Brachland oder Acker und Wiesen finden sich dort, wo früher Dörfer oder Städte lagen. Am häufigsten sind solche Wüstungen in Mittel- und Süddeutschland. Ueber sie haben sich auch in sehr vielen Fällen zuverlässige und ausführliche Nachrichten erhalten. Sehr dürftig ist das Material, das uns Kunde bringt von Wüstungen unserer engeren Heimat. Durchstreift man das Gelände zwischen den beiden Marschen des alten Haduloha, der Wesermarsch des Landes Wursten und der Elbmarsch des Landes Hadeln, so ist man überrascht durch die Fülle vorgeschichtlicher Grabstätten, die man mitten in der Einöde antrifft, deren Steine zum größten Teil schon vor Jahren dem Landstraßenbau zum Opfer fielen. Bedeutend ist ferner die Zahl der Burghäutten, die man hier antrifft: die Ribinsburg bei Sievern, die Holsburg bei Midlum, die Burg bei Altenwalde, die Burg am Flögelner See, die Rosenburg bei Dehstedt u. a. Diese Tatsache führt zu der unzweifelhaften Annahme, daß der Geestrücken zwischen dem Lande Wursten und der Hadelner Marsch in frühgeschichtlicher Zeit weit dichter besiedelt gewesen sein muß, als es jetzt der Fall ist. Hier haben mehrere Ortschaften gelegen, deren sichere Existenz aus Urkunden nachweisbar ist. Da ist zunächst das Dorf Wahlenwisch zu nennen, das zwischen Sievern und Holsfel gelegen hat. Das Kloster Neuenwalde vergibt im Jahre 1503 den Bewohnern Holsfels die Gemarkung des Ortes Wahlenwisch zur Weaderung gegen ein jährliches Entgelt. Die Weaderung dürfte so lange geblieben, bis das Dorf wieder aufgebaut sei. Damals hat also der Ort Wahlenwisch nicht mehr bestanden. Jedenfalls muß er noch nicht so sehr lange wüste gewesen sein, da man einen Wiederaufbau des Ortes noch für möglich hielt. Die Ursache der Verwüstung des Ortes wird, wie auch bei den folgenden Ortschaften, nicht angegeben. Sehr häufig genannt wird der Ort Dalem. In einem Güterregister vom Ende des 15. Jahrhunderts wird der Name des Ortes nicht mehr genannt. Es ist hier aber von einem Claus von Dalem die Rede, der damals Vogt von Holsfel war. Die Zerstörung des Dorfes Dalem, wenn es auf eine solche Weise zugrunde gegangen sein sollte, wird also im Anfang oder in der Mitte des 15. Jahrhunderts geschehen sein; denn der Vogt Claus wird seinen Zunamen deshalb gehabt haben, weil er aus Dalem stammte. Noch im Jahre 1367 wird der Ort als bestehend in einer Urkunde angegeben. Seit diesem Jahre fehlt jede Kunde. Das Dalemmer Holz und der Dalemmer See erinnern noch an das Dorf. Zwischen dem See und dem Holz liegt eine umfangreiche Wüstung, wo man Bruchstücke von Ziegeln und Dachpfannen findet. Hier sollen nach der örtlichen Ueberlieferung die Steine für den Kirchenbau zu Neuenwalde gebraucht worden sein. Wahrscheinlicher jedoch ist, daß dies die Reste des alten Dorfes sind; denn diese Wüstung liegt gerade dort, wo nach einer Urkunde das Dorf gelegen haben muß. — Das Dorf Desebüttel wird mit einiger Wahrscheinlichkeit in der Nähe von Bedertesa gelegen haben; denn noch jetzt heißt eine Holzung bei Bedertesa Desebruch, und der Familienname von Deseen kommt noch jetzt in Bedertesa und Flögeln vor. Die Lage anderer wüster Orte wie Honstedt, Wendebüttel, Eisingstedt, Winkhusen, Semme, Klein Semm, Büttel und Walle läßt sich nicht mehr nachweisen; man wird aber nicht fehlgehen in der Annahme, daß sie auf dem Geestrücken zwischen den beiden Marschen Wursten und Hadeln gelegen haben. Büttel lag wahrscheinlich bei Bedertesa, Walle in der Nähe von Midlum, Eisingstedt zwischen Midlum und Neuenwalde. Alle diese Orte werden noch im 14. Jahrhundert zu wiederholten Malen genannt. Ueber die

Ursache ihres Verschwindens ist nichts in Erfahrung zu bringen. Mit ihnen sind viele Herrengeschlechter, die in dem erwähnten Gebiet ihren Sitz hatten, dahingegangen. Die wirtschaftliche Entwicklung im 13. und 14. Jahrhundert hat so gründlich mit ihnen aufgeräumt, daß von mehreren nicht einmal der Name der Nachwelt erhalten geblieben ist.

Th. Bachmann, Jmsum.

Der Name des Gambrinus.

Von Professor Dr. R. Stuhl (Würzburg).

Jedermann kennt den Namen des Herrschers, der als Erfinder des Bieres gilt; zieht doch sein Bild mit dem schäumenden Pokal in der Hand und der Krone auf dem Haupte die Wand so mancher Gaststube und prangt auf dem Deckel so manches Trinkglases oder Trinkkruges. Woher aber der sagenhafte flandrische König seinen Namen hat und wie er zu dem Ruhm gekommen ist, das Brauen des edlen Gerstenbieres aufgebracht zu haben, hat noch niemand ausfindig gemacht. Im folgenden soll eine Antwort auf diese Frage gegeben werden.

Es war zur Zeit des römischen Kaisers Theodosius des Jüngeren (Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr.), da begab sich im Auftrage des Kaisers eine griechische Gesandtschaft an den Hof des mächtigen Hunnenkönigs Attila nach Pannonien (dem heutigen Ungarn), an deren Spitze der Geschichtsschreiber Priskus stand. In dem uns erhaltenen Gesandtschaftsbericht wird nun ein Getränk aus Gerste erwähnt, das die Bewohner des Landes, das die Gesandtschaft auf ihrer Reise berührte, Camum nannten.

Man hat mit Recht gesagt, das Wort müsse älter sein als die Ankunft der Hunnen in Europa, und geglaubt, annehmen zu müssen, daß es durch „Aeltische“ Einwanderung nach Pannonien gekommen sei.

Etwa vier Jahrhunderte später begegnet in einem anderen berühmten Literaturwerke, der altfriesischen Evangelienharmonie, die man gewöhnlich Heliand (Heiland) nennt, ein anderer Ausdruck, der offenbar mit dieser pannonischen Benennung des Bieres zusammenhängt. Das ist das Wort Gambra, das der unbekannte Verfasser des Gedichtes von der dem römischen Kaiser zu entrichtenden Steuer gebraucht. Ich kann es mir nicht versagen, die Stelle hier folgen zu lassen:

„Die Boten zogen überall hin, die von dem Kaiser gekommen waren, schreibkundige Männer, und schrieben in eine Rolle ganz genau jeglichen Namen, Land wie Leute, damit ihnen keiner der Menschen entziehen könnte solche Gambra, wie ihn entrichten mußte jeglicher der Selben von seinem Kopfe.“

Nun bezeichnet in einer Zollordnung der französischen Stadt Amiens das mit Gambra fast buchstäblich übereinstimmende Wort gambre den Brauer und nach anderen von Du Gange, dem Verfasser des Wörterbuchs des mittelalterlichen Lateins, beigebrachten Belegen bedeutet gambra mit der Nebenform gambra sowohl das Brauhaus wie die Brausteuern. Auch eine längere Form cambagium mit der Bedeutung das Brauen erscheint neben gambra.

Sonach hat auch das altfriesische Gambra offenbar zunächst die Brau- oder Biersteuer bedeutet und danach muß, wie bereits der Verfasser des Vortrages: „Die Heimat des Heliand“, Prof. Dr. Franz Jöses (Münster i. W. 1912, Uchenborn), erkannt hat, der flandrische Viertönig benannt sein. Der einzige, der eine sprachgeschichtliche Deutung des altfriesischen Wortes Gambra versucht hat, Oskar Schade, der Verfasser eines altdeutschen Wörterbuchs, möchte es zu Gabe und geben stellen, eine Deutung, die offenbar als eine Verlegenheitsetymologie anzusehen ist. Sie entspricht weder sprachlich noch inhaltlich. Das Wort muß einen anderen Sinn haben.

Wenn man nun bedenkt, daß c, besonders im Niederdeutschen, oft durch g vertreten wird und auch im Althochdeutschen c und g oftmals in einem und demselben Wort wechseln, liegt die Annahme sehr nahe, daß in allen diesen Ausdrücken, gambra, gambra (gamba), cambagium und auch in dem Namen des Gambrinus sich die pannonische Benennung des Bieres: camum, also ohne die fremde Endung: cam, verbirgt. Ueber die Herkunft dieses Wortes aber kann nicht der mindeste Zweifel bestehen. Es ist der niederländische Ausdruck: Raam, niederländische: Raam, was nur eine andere Mundartform ist für das nhd. Reim, niederfriesisch: Riem, das auch soviel wie Rahm bedeutet. In der bayerischen Mundart lautet es auch Gaim (Schmeller, Bair.-Wbb.).

Rahm nennt man bekanntlich den Schimmel auf gegorener Flüssigkeit, den Grad des Verderbnisses, da sich auf der Oberfläche kleine weiße Flecken ansetzen, die sich endlich in eine Haut vereinigen. Der Wein bekommt Rahm, es setzt sich ein Rahm auf dem Biere, auf dem Essig an.

Nun aber ist Rahm, wie die mundartlichen Formen zeigen, auch gleichbedeutend mit dem schriftdeutschen Reim, und ist das Malzen aus dem Getreide, die erste Sautierung der Bierbereitung, ein ununterbrochener Reimungsprozeß, bei dem die Würzelschen am Korn als weiße Punkte erscheinen (das Korn „ängelt“), gleichwie am Weinstock, an den Bäumen im Frühjahr die Augen, die Knospen, welche die Römer gemmat nannten. Es ist das dasselbe Wort wie unser Reim, dialektisch Gaim, das dann im Latein wegen der Ähnlichkeit mit Blütenknospen die Bedeutung Edelstein angenommen hat.

So versteht man auch die bekannte Stelle in der Germania des Tacitus (Kap. 23), wo der Schriftsteller gesuchter Ausdrucksweise von der Bierbereitung der Germanen sagt:

„Als Getränke blent ihnen der Saft aus Gerste oder Weizen, der

durch „Verderbnis“ (es ist die Gärung, die Reimung gemeint) einigermaßen dem Weine ähnlich geworden ist.“

So spricht der römische Weintrinker geringschätzig von dem germanischen Bier, von dem wir sagen: „Hopfen und Malz, Gott erhalt's.“ Nun werden auch die obigen mit Ram (Gam) zusammengesetzten Ausdrücke klar und durchsichtig.

Unter der Gambra des Heliand ist eigentlich das Brauen (Bra) des Malzes (Gam) zu verstehen, dann das Wort auf die dafür erhobene Steuer bezogen. So kann in der Zollordnung von Amiens Gambre auch den Bierbrauer bezeichnen. Deutsche haben die Kunst des Bierbrauens dorthin gebracht und Deutsche haben auch das Wort Ram nach Ungarn gebracht. Camba (gamba), ferner angelsächsisch: gambra, gamban, gambon, das gleichfalls die beiden Bedeutungen: Brauhaus und Brausteuern in sich vereinigt, ist nicht etwa ein Lehnwort aus dem Romanischen (Foster), sondern verkürzt aus cambagium, d. i. eigentlich: das „Baden“ („Bähen“) des Malzes (Ram). So hat auch das niederländische Reut-Bier seinen Namen aus dem durch die Niederländer vermittelten französischen cuit = coctum (gekocht oder gebaden), denn das lateinische Wort hat beide Bedeutungen; beides wurde früher oft unter einem Dache betrieben (Foster a. a. O.).

Gambrinus endlich ist mit der mundartlichen und altdeutschen Form des Wortes brennen, mit: brinnen, zusammengesetzt, also eigentlich der „Gam-Brenn“ (vgl. zur Form: Bed = Bäder), wie man ja auch sagt: Branntwein brennen.

Vermischtes.

× Eine rein plattdeutsche Gemeinde in N. S. A. hat sich in Harmingdale im Staate Illinois erhalten. Das Hochdeutsche ist den Bewohnern völlig unbekannt. Unter sich sprechen sie nur plattdeutsch, mit denen, die plattdeutsch nicht verstehen, englisch.

× Der Stimmzettel im Theater. Die „Flensburger Speeldeel“ ließ drei preisgekrönte plattdeutsche Einaakter am selben Abend vortreten! Dem Theaterpublikum war Gelegenheit gegeben, am Schluß des Abends durch Stimmzettel sein Urteil abzugeben. Das Ergebnis stimmte mit der Reihenfolge der vorherigen Bewertung der Stücke durch das Preisrichteramt überein. Der Satz: „Je preiser ein Stück gekrönt ist, desto durer fällt es“ hat demnach keine allgemeine Gültigkeit.

Plattdeutsche Hausinschriften.

Bewahr dat Hus, Herr, wat wi bu't,
Un dei, dei hier gaht in un ut!

*

Ditt Hus steiht, Herr, in diner Hand,
Bewahr't vor Sülte, Not un Brand!

*

Sau as dat use Olen da'n,
Schall dat fudder (hinfort) ol bestahn:
Plattdütsch Sinn un plattdütsch Art
Bliw in düssen Hus bewahrt!

*

Hör up dwer minen Namen to pihen,
De Riddüwel bringt uns beiden Schade:
Edder (oder) schall il mi an binen Namen vergriepen:
Gott geiw uns beiden sine Gnade.

*

Bewahr üsch, Herr, vor Sül' und Brand
Vor Lügenmul un Deiweschand!
En truet Dart, en frohen Sinn
Gah hier in Freedden ut un in.

Bücherchau.

* Menschen achten Die! Ein plattdeutsches Book von Harry Wolff, Bildschmied von Hans Förster und Bruno Hildebrand, Umschlagzeichnung von Elli Reich-Kastan. 64 Seiten, kartoniert 80 Bfg. Verlag Hansa-Antiquariat, Bremerhaven. — Nach zwei hochdeutschen Büchern, die aber ganz aus niederdeutschem Wesen entstanden sind, schenkt uns Harry Wolff jetzt ein plattdeutsches Werk: Menschen achten Die! Unser plattdeutsches Schrifttum, in dem so viele Unberufene sich Meister hofen läßt. Neben Kinau, A. S. Grimm u. a. eine neue Verheißung auf plattdeutschem Boden. Man wird in diesen Erzählungen und Skizzen, die ein ach so schmales Bändchen nur füllen und doch manches dickleibige Buch aufwiegen, vielleicht einiges anderes haben wollen, aber wem kommt es lechthin darauf an? — Die plattdeutsche Sprache ist an sich schon Meist, sie ist wie das Meer und das Land hinterm Deich: frisch, lebendig, klangschön und bildreich, dabei einfach und urwüchsig. Solche Sprache müssen wir suchen, sie ist Wortmalerei, die uns eine ganze Gefühlswelt erschließt. Die Erzählungen selbst spiegeln die ganze Schönheit und Schwere, die stille Freude und die tiefe Tragik der „Menschen achten Die!“ wieder und verraten in Aufbau und Gestaltung einen hervorragenden Kömmer. In Harry Wolff ist den Niederdeutschen ein Erzähler entstanden, von dem noch viel zu erwarten ist. Die Ausstattung des Bändchens ist lobenswert.